

# Inhaltsverzeichnis

- 9 Heute
- 13 Charonga, Mosambik  
1963–1972
- 34 Heute
- 40 Charonga, Vila Pery, Nyazonia  
1973–1977
- 65 Heute
- 70 Chimoio, Maputo  
1978–1981
- 88 Heute
- 101 Ostberlin  
1981
- 118 Heute

- 131 Ostberlin  
1982–1987
- 147 Heute
- 155 Ostberlin  
1988–1989
- 174 Heute
- 180 Berlin, Schwedt  
1990–1991
- 194 Heute
- 201 Schwedt  
1992–1998
- 218 Heute
- 224 Schwedt  
1999–2010
- 240 Heute
- 242 Karlsruhe  
2011–2013
- 245 Heute
- 251 Danksagung

## Heute

Irgendwo über dem Äquator, in 12 000 Metern Höhe, denke ich: »Ich sollte das alles aufschreiben. Ich sollte aufschreiben, was mir widerfahren ist.« Vielleicht ist es dieser Artikel in dem Reisemagazin, in dem ich gerade blättere, der mich auf die Idee bringt. Da steht geschrieben, Afrika sei Teil des globalen Dorfes, kaum zu unterscheiden von anderen Kontinenten, und zum Beweis dafür ist die Skyline von Kapstadt abgebildet. Ich bin unterwegs ins Land meiner Väter und bin anderer Meinung.

Nach einem schrecklichen Bürgerkrieg, der erst 1992 endete, war Mosambik das viertärmste Land der Erde. Auch heute noch fehlt es an tausend Dingen. Daher liegen im Bauch des Flugzeugs meine 80 Kilogramm Übergepäck – nur das Nötigste, was meine Verwandten und Bekannten brauchen, die von einem globalen Dorf nicht einmal träumen. Sie erwarten meinen Besuch, den ersten seit vielen Jahren. In ihren Augen bin ich König. Der Einzige von ihnen, der es aus dem Ort Charonga, der auf keiner Landkarte verzeichnet ist, nach Deutschland geschafft hat. Der Einzige, der sich aus eigener Kraft aus der Sklaverei befreit hat.

Nein, das ist kein Druckfehler. Meine Familie und ich sind auf einer portugiesischen Sklavenfarm aufgewachsen.

Mosambik gehörte zu den letzten Ländern der Welt, die sich vom Joch des Kolonialismus befreien konnten. Das war am 25. Juni 1975 der Fall, nach 500 Jahren Fremdherrschaft. Zu dieser Zeit hielt der »Patron«, wie wir unseren portugiesischen Herrn

und Gebieter nannten, über 80 Sklaven. Er schwängerte alle Frauen, auf die er Lust hatte, und bestimmte über unser Leben und unseren Tod. Ein Ziel meiner Reise ist, diesen Mann zu treffen. Ich habe erfahren, er sei noch immer im Land, hochbetagt, aber rüstig. Ein weiterer Grund ist meine Mutter: Sie ist 82 Jahre alt, ein biblisches Alter in einem Land mit einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 48 Jahren, wo jeder zweite Mensch keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser hat, die Säuglingssterblichkeit extrem hoch ist und die Anzahl der HIV-Infizierten ebenfalls. Man munkelt, dass im Fall meiner Mutter Hexerei im Spiel sein könnte, und in Afrika sollte man solche Spekulationen ernst nehmen. Vor allem, weil mein Vater Alberto Guira Kriche ein mächtiger Mediziner unseres Stammes der Mateúe war. Er wiederum ist der dritte Grund meiner Reise.

Bisher gleicht mein Dasein einer Achterbahnfahrt, einem wilden Ritt in die tiefsten Abgründe und über die höchsten Gipfel, und ich will – nein, ich muss – dieser Sache auf den Grund gehen. Warum ist mein Leben das Gegenteil eines langen, ruhigen Flusses? Ich bin jetzt 50 Jahre alt und muss meinen Vater und die Ahnen nach der Ursache fragen. Natürlich sind meine Ahnen längst tot, und mein Vater ist auch schon verstorben. Ich habe also vor, mit den Toten zu sprechen.

So viel dazu, dass Afrika längst Teil des globalen Dorfes ist, nicht zu unterscheiden von anderen Kontinenten.

Ich schlage das Reisemagazin zu. Der Flugkapitän hat das Ansnallzeichen eingeschaltet. Wir sind über dem Kongo, wo der Schriftsteller Joseph Conrad einst das Herz der Finsternis ausmachte. Unser Flugzeug sackt in ein Luftloch, und die Maschine erzittert. Ein paar Mitreisende schreien vor Angst auf. Ich schließe die Augen und betrachte die Bilder, die wie Traumfetzen durch meinen Kopf wirbeln: Da sehe ich einen kleinen Buben, der sich immer wieder zum Haus des Sklavenhalters schleicht, um die Weißen zu beobachten. Er träumt davon, zu leben wie diese Götter; er träumt davon, zur Schule zu gehen, und beides ist unmöglich.

Dann sehe ich den Buben als jungen Mann. Er ist durchtrainiert, hat Muskeln bekommen, er steht in einem Boxring. Seine Schlagkombinationen sind so schnell, dass sie kaum zu sehen sind. Er schickt seinen Gegner zu Boden. Weiße Zuschauer springen von ihren Plätzen auf und jubeln ihm zu.

Ich sehe ein Paar. Die Frau ist weiß, der Mann ist schwarz, sie geben sich das Jawort. Ein Wunder ist geschehen.

Und dann sehe ich denselben Mann, mit Anfang vierzig. Ein deutscher Minister schüttelt ihm die Hand, überreicht ihm eine hohe Auszeichnung. Ein weiteres Wunder.

Und nun sehe ich den Mann wenige Monate später. Er wird von einem Dutzend Skinheads eingekreist. »Du stirbst, du Scheißneger«, schreien die Neonazis, und Fäuste fliegen. Wieder gibt es weiße Zuschauer, aber keiner greift ein. Niemand hilft. Alle glotzen nur zu. Es ist inzwischen eine Zeit lang her, dass der Mann ein großer Boxer war, aber noch weiß er sich zu verteidigen. Er muss sich wehren, er muss kämpfen, wie es ihm seine Oma prophezeit hat, es geht um Leben und Tod. Und in dieser Situation schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf: Als Junge wolltest du leben wie die Weißen. Du wolltest leben wie die Götter. Damals, als du noch ein Sklave warst. Bist du das nicht immer noch?

Ich schrecke auf. »Du darfst niemals schlafen«, hat mir mein Vater, der Mediziner, mit auf den Weg gegeben. »Du musst immer wachsam sein, du wirst viel durchmachen in deinem Leben.« Seine Worte sind mir in Fleisch und Blut übergegangen. Ich gehe selten vor ein Uhr nachts ins Bett und bin spätestens um fünf Uhr morgens wieder auf den Beinen. Ich leide an chronischem Schlafmangel und versuche, dies durch Training wettzumachen. Wenn ich aufstehe, mache ich 100 Liegestütze. Dann die nächsten 100 Liegestütze. Die nächsten. Und die nächsten. Mein Körper ist noch immer hart wie Stahl. Mit meinem Waschbrettbauch könnte ich jede Ausgabe von *Men's Health* zieren. Ich trainiere jeden Tag wie ein Besessener, weil diese Muskeln dafür gesorgt haben, dass ich in Mosambik Hyänen, Löwen, Krokodile und den Bürgerkrieg überlebte und in Deutschland die Angriffe der Rechtsradikalen.

Auf einmal höre ich die Stimme des Flugkapitäns. Er kündigt die Landung in Johannesburg an. Ich muss wieder weggenickt sein. Menschen mit chronischem Schlafmangel passiert das bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten. Ich bin da keine Ausnahme.

Unter mir breitet sich braune Erde aus, die südlichen Ausläufer der Kalahari-Wüste. Richtung Mosambik wird das Land zur Trockensavanne, Tausende Kilometer Busch und Steppe. Dort, im großen Nirgendwo, liegt mein Ziel: Zembe-Charonga-Nhamassacara, umgeben von Dschungel. Zembe heißen die heiligen Felsen unserer Gegend, Charonga ist der Ort, wo unsere Hütten stehen, Nhamassacara ist der Name des großen Flusses, der uns nährte. Ich bin bereit, meinen Fuß auf das Land meiner Ahnen zu stellen. Ich bin bereit für das große Abenteuer.

# Charonga, Mosambik

1963 – 1972

»Ibraimo, komm!«

Der Ruf meiner Oma Mandenha schallte an mein Ohr. Wir schrieben das Jahr 1968, ich war fünf Jahre alt und gerade dabei, Holz für das Abendfeuer der Männer zu sammeln, doch wenn Oma rief, war es besser, alles stehen und liegen zu lassen. Sie war eine mächtige Medizinfrau – die Leute nannten sie eine Hexe – und nicht gerade das, was man schön nennen kann. Oma Mandenha hatte einen Bart, war muskulös, und wenn ihr danach war, boxte sie gegen die Männer, und meistens hatten die keine Chance. Neben meinem Vater hatte sie zwei weitere Söhne und ein Mädchen geboren, für unsere Verhältnisse verdächtig wenige Kinder.

Oma gehörte der Zauberkoffer, der voller Löwenknochen, Hyänenzähne, Muscheln und Affenschwänze war – kurz alles, was eine Medizinfrau für ihre Arbeit braucht. Der Koffer war ihr Heiligtum, und ich kann mich nicht erinnern, sie jemals ohne ihn gesehen zu haben. Umso überraschter war ich, als ich sie jetzt ohne das Utensil vor ihrer Hütte sitzen sah. Sie zog mich an sich und strich mir über den Kopf. Dann drückte sie mir ein paar Münzen in die Hand.

»Das sind sieben Escudos«, sagte Oma Mandenha. »Mein letztes Geschenk an dich.«

Verwirrt betrachtete ich das Geld. Sieben Escudos bedeuteten einen enormen Reichtum. Damit konnte man in der weit ent-

fernten Stadt Vila Pery eine Hose kaufen und noch ein T-Shirt dazu. Ich besaß eine Hose und ein T-Shirt, und nun war ich von einem Augenblick auf den anderen doppelt so reich. Die Sache kam mir verdächtig vor.

»Ist was nicht in Ordnung, Oma?«, fragte ich.

Oma Mandenha sah mich an und lächelte. »Du bist anders als die anderen, Ibraimo«, sagte sie. »Du wirst immer kämpfen müssen.«

Ich verstand nicht, was sie mir sagen wollte, aber irgendwas in ihrer Stimme sorgte dafür, dass mir Tränen in die Augen traten.

»Ich werde heute Nacht weggehen«, fuhr Oma fort. »Gott wird kommen und mich holen.«

Das verstand ich noch weniger. Aber mir war klar, dass etwas passieren würde, und ich wollte nicht, dass es passierte. Ich begann zu weinen.

Eine der Frauen, die hinter Omas Hütte Blumenteppiche auslegten, erhob sich und trat zu uns. Es war meine Tante Rosa, die Schwester meines Vaters. Bei meiner Geburt war sie Hebamme gewesen, vielleicht mochte sie mich deshalb. Kurz bevor sie starb, erzählte sie mir, wie meine Geburt verlaufen war: »Deine Mutter kam vom Feld und wollte ihre Hütte erreichen, aber das hat sie nicht mehr geschafft. Du bist aus ihr rausgekommen, direkt in meine Hände.«

Jetzt drückte sie mich an sich. »Es ist nicht schlimm«, sagte sie. »Oma geht an einen schönen Ort. Eines Tages wirst du sie wiedersehen. Weißt du, Ibraimo, wir Menschen sterben nicht, wir gehen nur woandershin.«

Auf einmal hatte sie ein Bonbon in der Hand, und das war das nächste Wunder. Bonbons gab es bei uns nie. Ich sehe es heute noch vor mir: Es war in eine durchsichtige Folie eingepackt, darunter schimmerte es in einer geheimnisvoll grünen Farbe. Ich packte das Bonbon aus und steckte es in den Mund. Oma würde sterben, aber wenn der Tod kam, brachte er Geld und Bonbons. So schlimm konnte er nicht sein.

Schon damals betrachteten mich die Mitglieder unseres Stammes als Außenseiter. Man nannte mich das Wechselkind, aber ich konnte mit dem Begriff nichts anfangen. Meine Mama Madzinaca Jemusse Alberto stammt vom Volk der Mateúe, mein Vater vom Volk der Massena ab. Die Massena sind als zuverlässige, ernste Menschen bekannt, die man selten lachen sieht. Das war auch bei meinem Vater der Fall. Er lachte nur, wenn er etwas getrunken hatte, und er trank nur, wenn nach der Arbeit ein paar Escudos in seiner Tasche klimperten. 1962 arbeitete er bei Textáfrica, der größten Textilfabrik der portugiesischen Kolonie Mosambik. Chimoio wurde in dieser Zeit von den Portugiesen Vila Pery genannt und war eine Stadt mit 60 000 Einwohnern. Viele von ihnen waren bei Textáfrica beschäftigt. Die Firma hatte ihre eigene Fußballmannschaft, und mein Vater ging mit seinem besten Freund Afonso zu jedem Spiel.

Afonso stammte nicht von den Massena ab, er war nicht einmal aus Mosambik. Die Portugiesen hatten ihn aus Sambia ins Land geholt und ihm einen hohen Posten gegeben: Er war Steuereintreiber, und damit ein Mann mit Macht. Seine Frau hieß Madzinaca, und das ist erwähnenswert, weil diese Frau meine Mutter werden sollte. Durch seinen Beruf war Afonso viel unterwegs. So wie es heißt, dass ein Matrose in jedem Hafen sein Mädchen hat, hatte der Steuereintreiber in jedem Ort eine Frau. Afonso besaß neben Madzinaca sieben weitere Ehefrauen, aber sie war seine Nummer eins, jedenfalls glaubte sie das. Madzinaca lebte in Charonga, weit draußen im Dschungel, 50 Kilometer von Chimoio entfernt. Wenn Afonso alle Monate dort aufkreuzte, brachte er ihr eine Capulana mit, den traditionellen Wickelrock der mosambikanischen Frauen, zeugte mit ihr ein Kind, trieb die Steuern ein und verabschiedete sich wieder. Zurück in Chimoio besuchte er seine anderen Frauen und ging mit seinem Freund zum Fußball, um die Mannschaft von Textáfrica anzufeuern. Dort kickte ein vielversprechendes Talent namens Pedro, der älteste Sohn des Steuereintreibers. Dass Pedro einmal bei Benfica Lissabon um europäische Fußballpokale spielen sollte, wusste

damals noch keiner, dass aber Dynamit in seinen Fußballschuhen steckte, konnte man schon sehen.

Wie Afonsos bester Freund – also mein Vater – Madzinaca im fernen Charonga kennengelernt hat, habe ich nie herausgefunden. Eines Tages aber ging er zu Afonso und sagte: »Madzinaca und ich haben uns verliebt. Und mal ehrlich, du hast doch keine Zeit für sie. Ich möchte mit ihr leben. Wir wollen heiraten.«

Das war mutig von Vater, weil nun kam, was kommen musste: Die beiden würden um Madzinaca kämpfen. Vater war zu dieser Zeit bereits in der Welt herumgekommen, hatte als Lastwagenfahrer das südöstliche Afrika durchkreuzt und in Simbabwe – damals Südrhodesien – als Sklave auf einer Farm der Buren die Kunst des Boxens erlernt. Als Afonso ihn zum Kampf herausforderte, fühlte er sich der Sache gewachsen. Allerdings war klar, dass einer von beiden sterben konnte, denn der Kampf wurde mit Messern ausgefochten. Vater erhielt einen tiefen Stich in den Rücken, aber am Ende ging er als Sieger vom Platz, ohne Afonso zu töten. Nun hatte er eine Frau gewonnen und einen Freund verloren.

Neun Monate nach dem Vorfall kam ich zur Welt. Viele der Stammesangehörigen fragten sich, ob ich von meinem Vater oder noch von Afonso gezeugt worden war. Nach meiner Geburt ließ Afonso zornig ausrichten, dass ich nicht sein Kind sei, aber zwei Jahre später änderte er seine Meinung: Jetzt bestand er darauf, dass er der Vater sei, und wollte mich in seine Heimat Sambia schicken. Noch einmal stellten sich die Männer zum Kampf, und wieder ging Vater als Sieger vom Feld. Von nun an war ich Afonsos Feind – aber die Zweifel, wer mein Erzeuger war, waren keinesfalls ausgeräumt. Bis heute gibt es keine Sicherheit: Ich habe viele Eigenschaften meines Vater geerbt, doch wenn ich mich neben meinen Neffen Dito stelle, den Sohn des Fußballers Pedro, der als Kapitän der mosambikanischen Fußballnationalmannschaft selbst ein hochbegabter Spieler ist, sehen wir uns verdächtig ähnlich.

»Du bist anders als die anderen, Ibraimo«, hatte Oma vor ih-

rem Tod gesagt, und es war ihr Vermächtnis an mich gewesen. »Du wirst immer kämpfen müssen.« Mit beidem behielt sie recht.

Am Tag, als Oma Mandenha ihren Tod kommen fühlte, rief sie meinen Vater zu sich. Sie übergab ihm den Zauberkoffer und sprach: »Von nun an bist du der Medizinmann unseres Volkes.«

Das war kein Grund, vor Freude in die Luft zu springen. Der Medizinmann trägt eine schwere Bürde. Die Kommunikation mit der sogenannten anderen Welt, also mit der Totenwelt, ist kräftezehrend. Nur selten trifft man einen alten Medizinmann, in der Regel sterben sie früh. Dazu kommt der Koffer, den man mit sich schleppen muss und in dem sich die Erwartungen des Stammes manifestieren: Der Medizinmann muss Krankheiten heilen, die Geister besänftigen, Streit schlichten und Richter sein, das Wetter beeinflussen und die Ernte beschützen. Hätte mein Vater die Wahl gehabt, Medizinmann zu werden oder seinem Job in der Fabrik nachzugehen, hätte er sich sicher für die Fabrik entschieden. Doch er hatte keine Wahl, denn die Aufgabe des Medizinmanns wird innerhalb der Familie weitergegeben. Wenn kein würdiger Nachfolger in Sicht ist, begräbt der letzte Medizinmann der Linie sein Metier ganz buchstäblich. Er nimmt kurz vor seinem Tod den Koffer und versenkt ihn an einer Stelle, die niemand finden kann, in der Erde. Genau das tat mein Vater vor seinem eigenen Tod, als ihm klar wurde, dass ich nicht als Nachfolger zur Verfügung stand.

Doch jetzt war er der neue Medizinmann des Stammes, und Oma ermahnte ihn, dieser Berufung nachzukommen, sonst würde er schlimmes Unglück heraufbeschwören. Er war der Ausgewählte, der sich nicht verweigern durfte, doch genau das tat er. Nachdem Oma tot war, stellte er den Koffer in die Ecke und ging wieder in die Fabrik. Eine Zeit lang ging die Sache gut. Eines Abends aber marschierte Vater von der Fabrik direkt in eine Kneipe, trank ein paar Biere und setzte sich auf sein Moped. Die Portugiesen hatten am Feldweg, der von Chimoio Richtung

Charonga führte, den Dschungel abgeholzt, um einen Flughafen zu bauen. Nur ein Baum war stehen geblieben, und gegen den fuhr mein Vater. Natürlich hatte er keinen Helm auf, niemand hatte zu dieser Zeit einen Helm auf, und er erlitt tödliche Kopfverletzungen.

Ich war zu dieser Zeit in Charonga, und als am nächsten Tag ein Bote kam und die schreckliche Nachricht überbrachte, zögerte ich keinen Augenblick. Ich rannte los, rannte durch den Dschungel, machte keine Pause, rannte und rannte und rannte. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich für die 50 Kilometer benötigte, aber ich erinnere mich, dass es dunkel war, als ich Chimoio erreichte. Verloren irrte ich durch die Stadt und erreichte irgendwann den Bahnhof. Hier war viel los. Die Züge fuhr nach Beira am Indischen Ozean und in Richtung Rhodesien, dem heutigen Simbabwe.

Vor dem Bahnhofsgebäude gab es einen Markt mit vielen Ständen. Unter einem versteckte ich mich und schlief ein. Der Verkäufer kam am Morgen in aller Früh und weckte mich mit Fußstritten. In meiner Stammessprache Chiuté fragte ich nach dem Krankenhaus, aber er sprach nur Portugiesisch, und davon verstand ich kein Wort. Ich gab nicht auf und versuchte es bei jedem, der mir in die Quere kam. Schließlich hatte ich Glück, und eine Frau erklärte mir den Weg. Das Krankenhaus befand sich in einem der großen Kolonialgebäude, die es überall in der Stadt gab. Als ich es betrat, lief ich Onkel Daniel, dem Bruder meines Vaters, in die Arme.

»Wo ist Papa?«, fragte ich weinend.

Onkel Daniel grinste mich an, und obwohl ich nur ein Dreikäsehoch war, fand ich das unpassend. Der Bote hatte berichtet, Papa sei tot, was gab es da zu grinsen?

Onkel Daniel war Schneider bei Textáfrica, und er hatte in den letzten Jahren geradezu unverschämtes Glück gehabt. Die Beamten der portugiesischen Kolonialregierung hatten festgestellt, dass keiner ihnen die feinen Anzüge so gut auf den Leib schneiden konnte wie er. Kometenhaft war er vom kleinen Schneider

zum Couturier der Elite aufgestiegen. Keiner konnte sich sein Glück erklären, aber Onkel Daniel war ein wichtiger Mann geworden und verdiente viel Geld. Als er die Nachricht von Vaters Unfall erhielt, hatte Onkel Daniel Nadel und Faden liegen gelassen und war ins Krankenhaus geeilt. Dort fand er meinen Vater nicht.

»Er war schon in der Leichenhalle«, erzählte Onkel Daniel, und grinste weiter von einem Ohr zum anderen. »Die Ärzte dachten, er sei tot. Die haben halt keine Ahnung. Dein Vater kann gar nicht sterben.«

»Warum nicht?«

»Das ist ein Geheimnis. Davon wissen nur er und ich. Ich ging zu den Ärzten und sagte, ihr irrt euch, mein Bruder lebt noch.«

Weil Onkel Daniel Einfluss hatte, holten die Ärzte Vater aus der Leichenhalle zurück. Tatsächlich, er atmete, er lebte!

»Ich will zu ihm!«, rief ich, aber Onkel Daniel schüttelte den Kopf.

»Er kann zwar nicht sterben«, sagte er, »aber jetzt braucht er trotzdem Ruhe. Komm mit mir.«

Onkel Daniel nahm mich mit in sein Haus, und mir gingen die Augen über. Bisher kannte ich als Behausungen nur unsere Strohhöhlen im Dschungel. Jetzt sah ich zum ersten Mal ein Haus aus Stein mit einem Dach aus Wellblech. Was für ein reicher Mann Onkel Daniel sein musste!

Vater blieb einen Monat lang im Krankenhaus. Als er entlassen wurde, war sein Kopf bandagiert. Sofort gab er seine Stelle bei Textáfrica auf. Er nahm den Koffer, marschierte nach Charonga und suchte sich einen Platz in der Nähe der Hütte meiner verstorbenen Oma, um dort selbst eine Hütte zu bauen. Vater hatte seine Lektion gelernt, er wusste, dass der Unfall kein Zufall gewesen war. Auch wenn das Geheimnis, das ihn und Onkel Daniel verband, dafür gesorgt hatte, dass er an diesem Tag nicht gestorben war, wollte er die Geister nicht noch einmal herausfordern. Er war nun bereit, das Amt des Medizinmannes zu übernehmen. Dazu war allerdings eine weitere Amtshandlung

nötig. Vater musste bei Antonio Ferreira vorsprechen, dem weißen Gott, dem Mann, dem wir alle gehörten.

Zu dieser Zeit war Charonga noch immer Teil einer portugiesischen Sklavenfarm. Unser Volk der Mateúe war alles andere als ein freies Volk. 1965 schickten die Amerikaner die bemannte Rakete Gemini 4 ins All, in Deutschland fuhr der erste Personenzug über 200 Stundenkilometer, und bei uns in Mosambik lebten die Menschen als Sklaven der Portugiesen. Antonio Ferreira war unser »Muari«, unser Gott. Er war 34 Jahre alt, ein Mann, dem alle Frauen unseres Stammes zustanden und der über unser Leben und unseren Tod verfügte, wie es ihm gefiel. Ihn musste mein Vater um Erlaubnis bitten.

»Patron«, musste er sagen, »darf ich auf deinem Grund eine Hütte bauen? Darf ich als Mediziner dir und meinem Volk dienen?«

30 Kilogramm wog der Sack mit Sonnenblumenkernen, den mir der Sklave aus Nampula auf den Rücken packte. Meine Knie zitterten, und ich brach fast zusammen, aber ich schaffte es, mich aufrecht zu halten. Die erwachsenen Männer schleppten 100-Kilogramm-Säcke, und ich wollte so stark sein wie sie. Gleichzeitig fürchtete ich mich vor diesen wilden Männern aus dem Nordosten von Mosambik.

»Antonio Ferreira ist schlau«, hatte mein Vater kürzlich gesagt. »Die weißen Götter sind alle schlau.«

Dann hatte er mir erklärt, was er meinte: Von unserem Stammesvolk der Mateúe mussten die Frauen und Kinder für den Patron schufte. Die männlichen Sklaven holte er sich von weiter weg: aus Nampula und von der Ilha de Moçambique, wo Leute vom Stamm der Makhuwa lebten.

»Die Sklaven sprechen nicht unsere Sprache«, führte mein Vater aus. »Sie wissen nicht, wo sie sind. Sie können niemals fliehen.«

Ich war mir nicht sicher, ob ich verstand, was er meinte. Die 80 Sklaven, die ein paar Kilometer vom Haus des Patrons entfernt in